NELLY ARNOLD |
Wenn das die Lösung ist, will ich mein Problem zurück

Das Buch

Clea ist 39 und mit ihrem Leben recht zufrieden. Sie führt sehr erfolgreich ihr eigenes Wellnessstudio, und sie liebt ihren Job. Nur der richtige Mann an ihrer Seite will einfach nicht auftauchen. Also muss Clea sich Unterstützung holen. Und so geht sie zu Madame Zelda, die zugegebenermaßen sehr exzentrisch und vielleicht auch ein wenig geldgierig ist, aber für nur hundert Euro den perfekten Partner nennen kann. Eine gute Investition!, denkt Clea und zögert nicht lange. Madame Zelda ist entzückt: Clea muss nicht wie viele ihrer anderen Klienten um den halben Globus reisen, sondern der perfekte Mann für sie befindet sich in ihrer Stadt. Doch obwohl das Glück so greifbar scheint, muss Clea einiges tun, um ihm auch wirklich nahe zu kommen …

Die Autorin

Nelly Arnold wurde 1966 geboren. Sie lebt und arbeitet als freie Autorin in München und hat unter anderem Namen bereits mehrere Kinder- und Jugendbücher sowie Krimis veröffentlicht. *Wenn das die Lösung ist, will ich mein Problem zurück* ist ihr zweiter Roman im Diana Verlag, 2013 erschien bereits *Ohne Mann bin ich wenigstens nicht einsam*.

NELLY ARNOLD

Wenn das die Lösung ist, will ich mein Problem zurück

Roman

Diana Verlag

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 02/2014
Copyright © 2014 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © plainpicture/Lubitz + Dorner; shutterstock
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-35762-4

www.diana-verlag.de

I

So, und wann kommst du unter die Haube?«, fragte Marion, mittlerweile schon ziemlich beschwipst.

Unter die Haube? Sagte man das heutzutage noch? Aber meine Cousine Marion hatte bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr Burlington-Kniestrümpfe zu ihren Bermudas getragen. Insofern sollte mich bei ihr nichts wundern. Das heißt, eine Sache doch. Und die wunderte mich sogar sehr: Wie hatte sie es geschafft, dieses Bild von einem Mann zum Altar zu führen?

»Wer weiß, ob ich jemals *unter die Haube* komme«, antwortete ich, so selbstbewusst wie möglich.

»Oh.« Sie verzog den Mund, so als hätte ich ihr gerade erzählt, dass ich mit einem Herzschrittmacher und nur noch einer Niere lebe.

Wir standen neben dem Kuchenbüffet und ständig liefen Leute an uns vorbei, denen Marion ab und an zulächelte. Sie trug noch immer ihren Brautschleier und warf ihn alle zwei Minuten über die Schultern. Es war nicht zu übersehen, dass sie vor Stolz beinahe platzte. Meine neuen Schuhe drückten. Ich hatte sie mir eigens für Marions Hochzeit gekauft. Aber ich gab mir große Mühe, wegen der Schmerzen kein säuerliches Gesicht zu machen. Seitdem mein Exfreund Hans-Uwe einmal behauptet hatte, ich würde mich oft wie eine Prinzessin aufführen, hielt ich mich mit

Jammern und Beschwerden zurück. Irgendwie hatte dieser Satz bei mir damals ziemlich eingeschlagen.

»Sag mal, Marion«, fing ich unbeholfen an, »wie ist es dir eigentlich gelungen, diesen tollen Mann an Land zu ziehen?« Ich war wirklich neugierig. Wenn sie nebeneinanderstanden, sahen sie aus wie *The Sexiest Man Alive* neben einer rustikalen Autogrammjägerin. Und er schien ernsthaft verliebt in sie zu sein. Ich versuchte mir einzureden, dass Mr. Sexbombe vielleicht in anderer Hinsicht Defizite hatte. Wie ich gehört hatte, war er ein Kioskbesitzer. Finanziell gesehen war er bestimmt kein so guter Fang.

Marion kicherte und rührte mit dem Strohhalm in ihrer Margarita.

»Tja, wie ist mir das gelungen …« Sie hatte sich für die Hochzeit eine Dauerwelle machen lassen, und das Resultat war eine mittelschwere Katastrophe. So eine Frisur hatte ich das letzte Mal in einem Heinz-Erhardt-Film aus den Fünfzigern gesehen. Das sagte ich ihr lieber nicht, denn schließlich war es ein besonderer Tag für sie und den wollte ich nicht trüben.

Hier am Kuchenbüffet hatten wir an diesem Tag zum ersten Mal Gelegenheit, uns zu unterhalten. Es war mindestens fünf Jahre her, dass ich sie zum letzten Mal gesehen hatte. Unsere Mütter waren Schwestern und alles andere als befreundet. Alles, was wir vor der Hochzeit über Marions Ehemann erfahren hatten, war, dass er Australier war.

»Nun sag schon«, drängte ich, »wie hast du dir diesen tollen Typen geangelt?«

»Versprich, dass du nicht lachst.« Sie kicherte und hielt sich die Hand vor den Mund.

»Ich verspreche es.« Dabei hob ich die rechte Hand wie in einem amerikanischen Justizthriller. Nun ja, ich war ebenfalls schon leicht angesäuselt.

»Ich war bei einer Seherin«, flüsterte Marion mir zu, während sie nach links und rechts guckte, ob uns wohl niemand zuhörte.

»Wie bitte?«

»Bei einer Seeeheeeriiin«, wiederholte sie und klang dabei, als hätte sie eine Frau vor sich, deren High Heels höher waren als ihr IQ.

»Du meinst eine Wahrsagerin?« Ich unterdrückte ein Lachen. War sie so betrunken? Glaubte sie an so einen Humbug? Oder vielleicht wollte sie mich einfach nur auf den Arm nehmen.

Marion nickte. »Sie ist großartig. Meiner Kollegin hat sie auch vor einem Jahr ihren perfekten Partner genannt, und die ist daraufhin nach Kopenhagen, um ihn zu finden.«

»Und was ist passiert?«

»Sie ist hingefahren, hat ihn gefunden und ist seit vier Monaten mit ihm verheiratet.«

»Wirklich?« Das klang ziemlich verrückt, fand ich. Aber eigentlich war meine Cousine in der Familie nicht dafür bekannt, dass sie sich Geschichten ausdachte. Dafür war sie als Baustofffirma-Betriebswirtin wahrscheinlich auch zu nüchtern gestrickt.

»Wenn ich's dir doch sage, Clea.« Marion nahm einen tiefen Zug aus ihrem Strohhalm. »Zelda ist die Größte.«

»Wer?«

»Zelda, die Seherin.«

Zelda? Was für ein merkwürdiger Name. »Und was kostet

das?« Ich tat betont gleichgültig, während ich meinen Brownie von allen Seiten begutachtete, als wollte ich ihn kaufen.

»Hundert Euro.«

Das kam mir nicht teuer vor, wenn man bedachte, dass ein anständiger Fernseher, den man als Single unweigerlich brauchte, tausend Euro kostete. Da waren hundert Euro für die große Liebe doch ein Pappenstiel. »Hundert Eu…«

Ich wollte gerade zu einem Kommentar ansetzen, da stand plötzlich Marions Chef zwischen uns und nahm sie in Beschlag. Ich blieb mit meinem Brownie zurück und kam zu dem Schluss, dass der Alkohol an diesem seltsamen Gespräch mit Marion schuld sein musste.

Gesa peste über die Landstraße, als könne sie es kaum erwarten, diese Hochzeit hinter sich zu lassen. Was auch stimmte.

Erstens hatte meine Mutter, die ich immer nur beim Vornamen nannte, noch nie eine gute Meinung von Tante Lore gehabt. Ihrer Ansicht nach war ihre Schwester ein Heimchen am Herd, was meine Mutter regelrecht »zum Kotzen« fand. Wir hatten darüber schon einen längeren Disput gehabt, denn ich fand, jeder solle nach seiner Fasson glücklich werden. Gesa meinte allerdings, dass Tante Lore bei dem vielen Kuchenbacken und Gemüseanbauen gar nicht dazu kam, darüber nachzudenken, ob sie es nicht besser haben könnte.

Zweitens fand meine Mutter Hochzeiten generell fürchterlich, weil die Ehe eine männliche Institution sei und die Frauen in ihrer Freiheit beschneide. Meine Mutter war eine Achtundsechzigerin und arbeitete bei der Frauenzeitschrift *ensemble*. Gesa hatte ihr den französischen Namen verpasst,

gemeinsam hielt sie für genau das richtige Stichwort. Ich wollte ja nichts sagen, aber von den fünf Frauen, die dort arbeiteten, sprach nur eine fließend Französisch, und das war Aminata, die afrikanische Putzfrau.

In manchen Dingen gab ich Gesa recht, aber manchmal gingen mir ihre Dogmen auf den Geist und eine Diskussion endete nicht selten im Streit. Sie hatte zwar nie eine lila Latzhose getragen, aber sie würde bis zu ihrem letzten Atemzug dem Feminismus treu bleiben. Das war ihr gutes Recht. Was mich störte, war, wenn sie mir ihre Vorstellungen überstülpen wollte, als könne ich mit meinen neununddreißig Jahren nicht für mich selbst denken. Und dabei merkte sie nicht einmal, dass sie mir genau das machte, was sie bei allen anderen kritisierte: Vorschriften.

»Es ist erstaunlich, dass du dich dazu durchgerungen hast. Ich weiß, wie sehr du Hochzeiten hasst.«

Sie warf mir einen kurzen Seitenblick zu. »Ich hasse keine Hochzeiten, ich bin gegen die Ehe.« Mit meinem Vater war sie zwar verheiratet gewesen, aber sie meinte, damals habe sie in ihrer Verliebtheit eine rosarote Brille aufgehabt und sei damit jenseits aller Vernunft gewesen. Das würde ihr kein zweites Mal passieren.

In ihrem schwarzen Kostüm und der pinkfarbenen Bluse sah sie richtig schick aus. Sonst trug sie immer blaue oder schwarze Jeans und weiße oder wollweiße Pullover oder Blusen. Eigentlich hatte sie keinen schlechten Geschmack und sie kaufte ihre Sachen nie in Billigläden. Weil sie die Menschenausbeutung in Asien nicht unterstützen wollte. Sie war wirklich immer eine idealistische Kämpferin geblieben. Aber sie tat es wohl auch, weil sie sich gerne als

Frau fühlen wollte. Ich würde den Teufel tun und ihr das sagen. Wozu sollte ich mir eine stundenlange Diskussion antun?

»Aber Hochzeit oder Ehe, das kommt doch aufs Gleiche raus, oder?«

Sie verzog den Mund. »Ach, soll sie glücklich werden mit ihrem Down-Under-Typen.« Sprach's und nahm eine scharfe Kurve, sodass ich mich am Griff der Beifahrertür festhalten musste. Gesa fuhr grundsätzlich und immer zu schnell. Sie bewegte sich schon seit Jahren ständig an der Grenze zum Führerscheinentzug.

»Findest du nicht, dass der Kerl ein Hammer ist?« Ich war wirklich ziemlich betrunken, sonst hätte ich mich ihr gegenüber kaum so ausgedrückt.

Gesa runzelte für einen Augenblick die Stirn. »Ja, Gottogott, er ist ganz niedlich, aber …«

»Er ist ein Hammer.«

»Dann ist er eben ein Hammer.« Manchmal gab sie einfach nach, und manchmal wollte sie mit dem Kopf durch die Wand. Bei Gesa war das stimmungs- und themenabhängig. Als ich im letzten Jahr vor dem Abitur überlegte, was ich studieren wollte, hatte Gesa natürlich Journalismus vorgeschlagen, denn ich sollte in ihre Fußstapfen treten und die Welt verändern. Ich allerdings schwankte damals zwischen Pharmazie und BWL. »Pharmazie?«, hatte Gesa hysterisch ausgerufen. Sie hatte eine Aversion gegen die Schulmedizin und schwor auf Homöopathie. Das war zwischen meinen Eltern immer ein Streitthema gewesen. Logischerweise war mein Vater als Arzt der Schulmedizin verpflichtet.

BWL war in Gesas Augen nicht viel besser, denn natürlich wollte sie keinesfalls, dass ich zum »imperialistischen Mainstream« gehörte.

»Was hast du denn mit Marion geredet?«, unterbrach Gesa mein Nachdenken über unsere Mutter-Tochter-Beziehung. »Du hast dabei so interessiert ausgesehen. Als hätte Marion jemals was Interessantes zu erzählen gehabt.«

»Och, ich … kann mich nicht mehr erinnern.«

»Aber ihr habt euch doch lange unterhalten?«

»Und wenn schon.«

»Was soll das denn heißen?«

»Naja, wir haben über die Hochzeit geredet. Die Vorbereitung, Organisation und so.«

»Aha.« Gesa warf mir einen kurzen Blick zu, dann sah sie wieder auf die Straße. »Wie hat sie den Kerl denn kennengelernt?« Meine Mutter war ein furchtbar neugieriger Mensch, und sie stellte ihre Fragen manchmal allzu direkt, was nicht bei jedem gut ankam.

Ich würde ihr ganz bestimmt nicht von Zelda erzählen. Gesa würde das nie und nimmer verstehen. Außerdem hatte ich Marion versprochen, es für mich zu behalten.

»Äh, na ja … in Australien halt.«

Sie verdrehte die Augen. »So weit war ich auch schon. Also wirklich, Clea, man kann sich mit dir nicht unterhalten. Du hast was getrunken.«

Das verschlug mir die Sprache. Ich bin neununddreißig, hätte ich am liebsten geschrien. Hoffentlich war ich bald zu Hause.

2

Als Gesa mich eine halbe Stunde später vor dem Haus absetzte, betete ich, dass meine Schwester schon im Bett war. Ich war müde und hatte keine Lust mehr, mich mit jemandem zu unterhalten. Aber kaum hatte ich die Tür aufgesperrt, blendete mich das Flurlicht. Überhaupt waren mal wieder überall die Lichter an. Es hatte einfach keinen Sinn, sie jeden Tag von Neuem darauf hinzuweisen. Da hätte ich ebenso gut mit der Mikrowelle über die politische Entwicklung Mittelamerikas sprechen können. Das hätte den gleichen Effekt gehabt.

Der Fernseher lief, und die deutschen Synchronstimmen waren in panischer Aufregung. Komischerweise brannte in jedem Raum das Licht, außer im Wohnzimmer, wo Linda fernsah. Sie saß im Dunkeln und schreckte auf, als ich eine Lampe anknipste. Verbieten konnte sie es mir schlecht, da sie mein Gast war. Dauergast, um genau zu sein.

Linda war nicht bei der Hochzeit gewesen, weil wir Halbschwestern väterlicherseits waren. Sie war also nicht mit Tante Lores Sippe verwandt. Eigentlich hatte ich bis vor Kurzem mit Linda wenig zu tun gehabt. Ich traf sie zwei- oder dreimal im Jahr, wenn ich meinen Vater besuchte, bei dem sie aufgewachsen war. Vor etwa zwanzig Jahren waren wir auch mal zusammen verreist, nach Griechenland. Mein Vater, Linda und ich. Der Urlaub war die Hölle gewesen.

Nicht wegen Linda, denn die hatte schon immer diese gewisse Ihr-könnt-mich-mal-Einstellung gehabt. Es war vielmehr wegen unseres Vaters. Bis dahin hatte ich ihn immer als lässig und aufgeschlossen erlebt. Aber in diesem Urlaub konnte ich sein Genörgel über Land und Leute nicht mehr hören. Kein Wunder, dachte ich damals, dass keine der vielen Frauen es lange mit ihm ausgehalten hatte. Nach ein paar Gläsern Retsina hatte er Linda und mich damit zugetextet, wie unterfordert er sich als Anästhesist fühle und wie eintönig und routiniert seine Arbeit sei. Dabei hatte er uns kein einziges Mal etwas über uns gefragt. Linda und ich waren von unserem Vater so genervt gewesen, dass uns das einander näherbrachte. Sie erzählte mir, wie schwierig das Verhältnis zu ihren Eltern war. Ihre Mutter interessierte sich nur für Yoga und Ayurveda – und unser Vater nur für sich selbst. Ich entwickelte beinahe so etwas wie einen Beschützerinstinkt für Linda, denn damals – ich war neunzehn, sie gerade mal elf – markierten die acht Jahre Altersunterschied noch den Unterschied zwischen Kindsein und Erwachsensein. Danach waren Linda und ich aber wieder getrennte Wege gegangen und hatten uns nur selten gesehen.

Bis sie vor zwei Monaten plötzlich vor meiner Haustür stand. Wir waren sozusagen noch in der Kennenlernphase.

»Wie war die Hochzeit?«, fragte Linda, während sie sich Popcorn in den Mund stopfte. Sie fragte nur, um irgendetwas zu sagen. Mittlerweile kannte ich sie gut genug, um zu wissen, dass sie meine Antwort keinen Deut interessierte. Außerdem hörte Linda nie richtig zu. Wenn ich jetzt »Jemand hat den Bräutigam erschossen« sagte, würde sie

wahrscheinlich »Hmhm« machen und weiter den Fernseher anglotzen.

»Wie Hochzeiten halt so sind«, antwortete ich müde. Ich ließ mich neben sie auf die Couch plumpsen und guckte auf den Bildschirm. Linda besaß einen gewöhnungsbedürftigen Geschmack, was Filme betraf. Letztes Wochenende hatte sie mich gefragt, ob wir einen Filmabend machen wollten. Ich stellte mir das gemütlich und entspannend vor. »Na klar!«, hatte ich deshalb euphorisch ausgerufen. Und was hatte sie angeschleppt? *Das fünfte Element* und *Matrix*. Science-Fiction war nun gar nichts für mich. »Clea«, hatte sie mich zurechtgewiesen, »man schaut sich Filme an, weil man der Realität entfliehen will. Ich brauche doch keinen Film, um zu kapieren, wie schwierig das Leben ist.« Jedenfalls sah ich mir an diesem Abend lieber im Fernsehen *Chocolat* an, während Linda in ihrem Zimmer schmollte und mit einer Freundin telefonierte.

»Ist das *Der Exorzist*?«

Sie nickte, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden. »Director's Cut«, murmelte sie und schob sich wieder eine Handvoll Popcorn in den Mund. Ich sah darüber hinweg, dass der Inhalt der halben Tüte auf der Couch verstreut war.

»Die Schauspielerin heißt auch Linda, Linda Blair«, sagte ich, um ein Gespräch in Gang zu bringen

»Ich weiß, und jetzt sei still«, sagte sie, als sei das ihre Wohnung.

Sie war mit der Bitte aufgetaucht, ein paar Tage bleiben zu können. »Wirklich nur ein paar Tage«, hatte sie gesagt. Das war vor zwei Monaten gewesen, und seit ein paar Wochen sprach sie gar nicht mehr davon auszuziehen.

Sie hatte sich mit unserem Vater verkracht. Linda wohnte mal bei ihm, mal bei ihrer Mutter und zwischendurch auch mal mit einem Freund zusammen. Sie war mittlerweile einunddreißig, aber immer noch nicht erwachsen. Ich mochte sie wirklich, aber wenn jemals der Ausdruck Verschiedenartigkeit angebracht war, dann im Fall von uns beiden. Sie hatte Philosophie studiert und arbeitete jetzt als Moderatorin bei einem zweitklassigen, jedoch von ihr heiß geliebten Radiosender. Ich war irgendwie stolz auf sie, denn sie wusste, was sie wollte und kämpfte dafür. Aber wenn sie nach einem Sechsstundentag nach Hause kam und verkündete, sie sei zu fertig, um noch zu staubsaugen, konnte ich wahnsinnig werden. Ihre Unordnung machte mich meschugge. Ich dagegen war selbstständig und arbeitete täglich neun bis zehn Stunden in meinem Wellnessstudio. Und trotzdem schaffte ich es, meine Wohnung ordentlich zu halten.

»Also, ich mag Horrorfilme ja«, sagte ich, »aber den finde ich wirklich heftig. Ich meine, wirklich total heftig.«

Linda verdrehte die Augen, nahm die Fernbedienung in die Hand und stellte den Fernseher lauter. Nun hatte ich zwei Möglichkeiten. Ich konnte es ignorieren oder ihr die Fernbedienung um die Ohren hauen und sie hochkant rauswerfen. Für die zweite Option war ich zu müde. Außerdem konnte ich sie kaum zu unserem emotional gestörten Vater zurückschicken. Und ihre Mutter war auch keine vernünftige Alternative. Also entschied ich mich notgedrungen für die erste Option.

Nun flippte der Teufel, der von Linda Blair Besitz ergriffen hatte, völlig aus. Während ich verschreckt zusammenzuckte, kaute Linda genüsslich ihr Popcorn.

Ich beschloss, mir das nicht länger anzutun, und ging ins Bad, um zu duschen. Mein Regal über dem Waschbecken war voller *Bionatura*-Produkte. *Bionatura* war das Kosmetikunternehmen, bei dem ich vor meiner Selbstständigkeit gearbeitet hatte. Heute verkaufte und verwendete ich in meinem Geschäft ihre Produkte, womit sie mich mit einem fairen Prozentsatz belohnten.

Während ich mich ein paar Minuten später mit *Bionatura Roses & Aloe Vera Moisture Balm* einseifte (mit dem Produkt, das ich sozusagen erfunden hatte) wanderten meine Gedanken zu Marions Hochzeit. Die Glückliche. Wieso schaffte es so ziemlich jede Frau, einen geeigneten Partner zu finden – außer mir? Na ja, beinahe die Hälfte der Paare ging auch wieder auseinander, versuchte ich mich ein wenig zu trösten. Trotzdem glaubte ich an die große Liebe, und dass sie mich irgendwann treffen würde. Jedenfalls wollte ich nicht alleine bleiben, ohne Mann und ohne Kind. In vierzig Jahren würde man meine verweste Leiche in dem Polstersessel im Wohnzimmer finden, nachdem sich die Nachbarn über den Geruch beschwert hatten … Ich wollte lieber nicht darüber nachdenken.

Ob ich Marion nach Zeldas Nummer fragen sollte? Ein wenig peinlich war mir der Gedanke, aber ich hatte ja nichts zu verlieren. Außerdem hatte Marion in den letzten zehn Jahren mindestens zwanzig Nachrichten auf meinem AB hinterlassen, ohne dass ich je zurückgerufen hatte. Blöderweise rief sie immer an, wenn ich nicht zu Hause war. Also war ich jetzt an der Reihe, und vielleicht würde ich sie nach Zeldas Nummer fragen. Vielleicht, so nebenbei, wenn ich es nicht vergaß. Mal sehen.

Gedankenverloren stieg ich aus der Dusche. Ich war seltsam aufgeregt.

Bevor ich ins Bett ging, lief ich durch die ganze Wohnung und schaltete alle Lichter aus. Es kostete mich ein bisschen Überwindung, dabei keinen Kommentar von mir zu geben.

Als ich später hellwach zur Decke schaute und darüber nachdachte, was Marion mir erzählt hatte, beschloss ich, sie am nächsten Tag anzurufen. Wenn ich Glück hatte, erwischte ich sie noch, bevor sie für zwei Wochen in die Flitterwochen auf die Kanaren fuhr. Was konnte im schlimmsten Fall passieren, außer dass diese Zelda mir sagte, es gäbe auf der großen weiten Welt keinen Mann für mich? Darauf musste ich mich vorbereiten, denn wundern würde es mich nicht. Meine Beziehungen waren allesamt daran gescheitert, dass ich angeblich *schwierig* war. Ich brauchte gar nicht an meine allerersten Versuche zurückdenken, als ich noch sehr jung war. Meine drei festen Beziehungen waren nämlich ebenfalls keine schönen Erfahrungen gewesen.

Bastian hatte mir einen ganz lieben Brief geschrieben und immer wieder beteuert, wie sehr er mir wünschte, dass ich jemanden finden würde, der damit zurechtkam, wie *verkopft* ich sei. Verkopft, das musste man sich mal vorstellen. Gesa meinte, dass die Männer nicht mal heutzutage damit klarkamen, wenn Frauen ihren Verstand benutzten. Aber ich glaubte, es lag daran, dass ich Bastian immer wieder auf den Boden der Tatsachen geholt hatte, wenn er davon träumte, mit seiner Rockband den großen Hit zu landen. Vielleicht hätte ich ihm einfach seinen Traum lassen und mich nicht aufführen sollen, als hätte ich eine Mission zu

erfüllen. Aber ich hatte ihn ja nur vor einer Enttäuschung bewahren wollen. Bastian war der einzige Exfreund, mit dem ich noch längere Zeit danach Kontakt gehabt hatte. Verliebt hin, verliebt her, aber am Ende geht man doch irgendwie mit negativen Gefühlen auseinander. Mit Bastian war es anders, weil er einfach ein guter Mensch war und nicht nur auf seinen Vorteil bedacht. Ich konnte ihn mir gut als tibetischen Mönch vorstellen.

Christian hatte mich als zu dominant empfunden. Meine beste Freundin Julia glaubte, dass er mit seinen neunundzwanzig Jahren noch dabei war, seinen Selbstwert aufzubauen und ich für ihn zu stark wäre. Dabei war ich nur ein Jahr jünger als er gewesen. Aber mit Christian hätte es sowieso nicht lange gehalten. Er war so harmoniesüchtig, dass er mich damit in den Wahnsinn trieb. Ständig lächelte er, sogar in den unpassendsten Situationen. Jemand drängelte sich in der Schlange vor? Christian lächelte. Der Herr, dem er die Tür aufhielt, bedankte sich nicht, sondern sah ihn nur verwundert an? Christian lächelte. Die Frau mit Kinderwagen schubste ihn zur Seite und entschuldigte sich nicht? Wie Christian darauf reagierte, erübrigt sich. Sogar als er mit mir Schluss machte, lächelte er. »Du bist mir zu dominant, Clea. Aber …«, setzte er freundlich hinzu, »das ist völlig okay, weißt du. Nur eben nicht für mich. Diese Energie, die du manchmal ausströmst, überwältigt mich irgendwie zu sehr. Ich … ich mag mich lieber mit positiven Menschen umgeben.«

»Positiv am Arsch«, war es mir herausgerutscht. »Man kann nicht immer nur grinsen, wenn andere im Unrecht sind.«

Christian hatte lächelnd meine Hand getätschelt und

genickt, als sei ich die Patientin einer geschlossenen Anstalt und er der Oberarzt.

Hans-Uwe dagegen hatte den Weg des geringsten Widerstands gewählt, indem er mir eine SMS mit dem Text schickte: »Es ISt aus.. Tut mir LEid, bber du machst zuviell STress.« Nein, Uwe war kein Analphabet. Er war Architekt und auch sonst ziemlich gebildet und belesen. Seine schlampig verfasste SMS erklärte ich mir damit, dass er es furchtbar eilig hatte, mich loszuwerden. Ich hatte lange darüber nachgedacht, was er damit gemeint hatte, dass ich zu viel Stress machte. Es kostete mich einige Überwindung, aber am Ende gestand ich mir ein, dass ich bei ihm angefangen hatte zu klammern. Ich wollte auf Teufel komm raus eine ernsthafte und stabile Beziehung daraus machen, während Hans-Uwe aus Nervosität Brechreiz bekam, wenn er sich in der Rolle des Vaters und Ehemanns sah. Hans-Uwe hatte keinen Sinn für Humor und hasste es, zu verreisen, aber ich bildete mir ein, dass man das schon ändern konnte. Wir waren vierzehn Monate zusammen und ich weiß heute noch nicht, wie wir das trotz unserer immensen Unterschiedlichkeit geschafft haben. In unserer Beziehung hatte jede Romantik gefehlt, und heute weiß ich, dass ich mit der Familiengründung weniger verliebt als vielmehr rational bei ihm rübergekommen war. Dabei war ich durchaus verknallt in ihn gewesen. Aber auf meine Aussage: »Wir sollten vielleicht heiraten, damit wir nicht für die Großeltern unserer Kinder gehalten werden«, hatte Hans-Uwe die Augen aufgerissen und am nächsten Tag diese dämliche SMS geschickt. Ich meinte ja nur. Wenn er nach vierzehn Monaten noch nie vom Heiraten gesprochen hatte, dann dachte ich, jemand muss es ja tun.

Alles in allem war ich ein ziemlich nüchterner Mensch. Ich träumte nicht von einer Hochzeit in Weiß und schon gar nicht davon, einem Mann ständig zu gefallen. Und ich konnte hervorragend einparken. Manchmal war ich ratlos, ob ich den Männern vielleicht nicht weiblich genug war. Verlangte ich zu viel vom Leben? Möglicherweise war ich dazu bestimmt, Karriere zu machen und ein angenehmes Leben ohne Partner zu führen. Aber es gab ja auch jede Menge Frauen, die beides hatten. Warum sollte ausgerechnet ich eine Rentnerin mit Dutt, randloser Brille und Hobbys, die man gut alleine pflegen konnte, werden?

Meine Freundin Julia lebte schon jahrelang als Single und wollte keine Partnerschaft, nur kurze Affären. Das war nicht mein Ding. Auch wenn diese Art von Lebensführung mittlerweile gesellschaftlich akzeptiert wurde, musste ich das nicht mitmachen, nur um zu beweisen, wie fortschrittlich und selbstständig ich war. Es musste da draußen doch jemanden geben, für den ich die Richtige war und mit dem ich eine dauerhafte Beziehung führen konnte? Jemanden mit Humor, Intelligenz und ernsten Absichten. Hatte ich gerade *ernste Absichten* gedacht? Ich war eben doch Marions Cousine, und in unseren Adern floss das gleiche Blut.

Vielleicht konnte ich sogar noch ein Kind haben? Seit einigen Jahren schlich sich dieser Gedanke immer mal wieder in meinen Kopf. Ich wünschte es mir nicht um jeden Preis. Aber wenn ich einen passenden Mann hätte, dann … Plötzlich tauchte ein Bild vor mir auf: Mein Mann und ich toben mit unseren beiden Kindern im Park, während unser kleiner Hund bellend um uns herumspringt …

Am nächsten Tag schlief ich bis ein Uhr nachmittags. Das hatte ich seit Jahren nicht mehr gemacht. In der Küche erwarteten mich Lindas Überreste ihres Frühstücks. Der Tisch war voller Krümel und ich durfte Teller, Kaffeetasse und Marmeladengläser wegräumen. Linda musste sonntags immer arbeiten, aber ich ärgerte mich trotzdem darüber. Ich machte mir Frühstück und blätterte lustlos die Wochenzeitung durch, aber Wirtschaftskrise und Umweltverschmutzung machten mich heute nur depressiv. Während ich in meiner grauen Leggings und dem ausgewaschenen T-Shirt meinen Kaffee trank, überlegte ich, was ich mit dem Rest des Tages anfangen sollte.

Mit Julia war ich morgen Abend schon verabredet. Ich könnte mir irgendetwas zu Essen bestellen und mir einen Film ansehen. Aber so ein Film dauerte auch nur anderthalb Stunden, dann hätte ich den ganzen Abend noch vor mir. Fürs Fitnessstudio war ich heute zu faul. War es nicht unfreiwillig komisch, dass ich *Bionatura* verlassen hatte, um mehr Zeit für mich zu haben? Jetzt hatte ich zwei Angestellte und eine Aushilfe und der Laden lief so gut, dass ich mir den Luxus von ausreichend Freizeit erlauben konnte. Nun saß ich da und wusste mit diesem kostbaren Gut nicht viel anzufangen. In meinen Zwanzigern und bis Mitte dreißig hatte ich einen recht großen Freundeskreis gehabt. Es gab verschiedene Gründe, warum sich das aufgelöst hatte. Ein paar Leute waren nur wegen ihres Studiums in München gewesen und verschwanden danach wieder in ihre Heimat. Einige zogen aus beruflichen Gründen um. Und mit ein paar anderen hatte sich der Kontakt einfach dadurch verloren, dass sie Familien gründeten und lieber

mit Paaren zusammen waren, die ebenfalls kleine Kinder hatten. Nun war Alleinsein eigentlich eine feine Sache. Aber eher im Sinne von »Liebling, kümmerst du dich übers Wochenende um die Kinder, damit ich ein Entschlackungswochenende machen kann?« oder »Ich ziehe mich für ein paar Stunden zurück, weil ich ein bisschen lesen möchte«. Wenn das Alleinsein aber von Einsamkeit überschattet wurde, dann war irgendetwas schiefgelaufen. Mit Gesa oder Julia konnte ich darüber nicht sprechen, weil sie dann meinten, ich hätte nur gerne einen Partner, um eine Leere zu füllen. Was nicht stimmte! Die Leere war zwar da, und ich hätte gerne wieder einen kleinen Freundeskreis gehabt. Mein Wunsch nach einem Mann und einem Kind entsprang aber nicht irgendeinem Defizit, das ein Mann in Ordnung bringen sollte. Na ja, wenn ich niemanden fand, dann würde ich mich damit auch arrangieren müssen. Was konnte ich auch tun? Eine Belohnung für einen Heiratswilligen aussetzen?

Ich musste unwillkürlich an Frau Pührer denken, die Mutter meiner Schulfreundin Elfriede. Frau Pührer hatte immer wahnsinnig viele und tolle Pullover gestrickt und als ich gefragt hatte, wie sie das schaffte, hatte Elfriede die Lider gesenkt und geantwortet: »Das kommt durch die Einsamkeit.« Es war nur eine Frage der Zeit, wann ich die Stricknadeln zücken würde.

Ich hatte weder Wolle noch Stricknadeln zur Hand, also musste ich den Sonntag irgendwie anders verbringen. Ich wollte ja noch Marion anrufen.

Nach dem dritten Klingeln hörte ich Marions Stimme. »Hallo Clea«, meldete sie sich verwundert, »wenn das keine Überraschung ist!«

»Kommt mein Anruf ungelegen?«

»Nein, wir haben nur gekuschelt.«

Das war vielleicht etwas mehr Information, als ich wollte, deshalb sagte ich einfach: »Marion, ich wollte mich noch mal für die Einladung bedanken.«

»Das ist aber nett von dir, Clea.«

»Ja, und ich wollte dir sagen, dass es eine wunderbare Hochzeitsfeier war.«

»Ja, ich weiß«, schwärmte Marion. »Ach, ist Gary nicht umwerfend?« Ihre Stimme wurde leiser und gedämpfter. Wahrscheinlich hatte sie den Kopf gedreht, um Gary anzusehen. Oh ja, er war umwerfend. Das würde ich nicht bestreiten. Apropos Gary. Marion war so über beide Ohren verliebt, da konnte ich ebenso gut ganz plump überleiten. »Also Marion, das ist ja echt superklasse, wie du Gary gefunden hast. Diese Zelda, also, die muss ein Genie sein oder so.«

»Ach? Dabei warst du gestern noch so skeptisch.«

»Äh, na ja. Deine Geschichte klang schon ziemlich verrückt, aber die besten Geschichten schreibt ja bekanntlich das Leben.«

»Hmm … Willst du hingehen?«

Das kam so direkt, dass ich nicht gleich reagieren konnte. Nach einer Weile antwortete ich: »Ich weiß nicht recht.«

»Du kannst dir doch mal anhören, was sie dir sagt. Wenn du dann immer noch denkst, dass das alles Unsinn ist, dann lass es halt. Du unterschreibst ja keinen Vertrag, in dem du dich verpflichtest, deinen Typen zu finden.«

»Das klingt plausibel.«

»Genau.«

»Wo ist denn diese Zelda?«

»Direkt am Ostbahnhof, zwischen Apotheke und Sexshop.«

»Aha, sozusagen in der Sandwichposition der Verderbnis und der Heilung«, meinte ich grinsend.

»Was?« Marion klang todernst. Wie es aussah, verstand sie in dieser Angelegenheit keinen Spaß.

»Ach nichts. Hast du eine Telefonnummer?«

»Klar.« Ich hörte, wie Papier raschelte, dann sagte Marion: »47 06 66.«

Dreimal die Sechs kam mir ein bisschen makaber vor. »Ist dreimal die Sechs nicht die Teufelszahl?«

»Clea«, mahnte Marion, »jetzt spinn doch nicht. Was kann denn die arme Frau für ihre Telefonnummer?«

»Du hast recht. Na gut, und auf der Klingel steht … was? Doch nicht Zelda, oder?«

»Sie heißt nicht wirklich Zelda, weißt du.«

»Das habe ich mir beinahe gedacht.« Ich verzog den Mund, und zum Glück konnte Marion das nicht sehen.

»Auf der Klingel steht Meier-Odenthal. Zelda heißt sie nur unter Insidern.«

»Insidern, aha.« Marion benutzte sonst nie Anglizismen.

»Du klingelst also bei Meier-Odenthal. Sie möchte aber mit Madame Zelda angesprochen werden. Das muss man halt respektieren, bei so spirituellen Menschen.« Marion erklärte mir das alles, als würde sie daran zweifeln, dass ich so viele Informationen gleichzeitig aufnehmen konnte. Plötzlich lachte sie laut auf. »Oh Mann! Wenn Gesa das

wüsste! Die würde dich bestimmt zu ihrem nächsten Emanzentreffen schleppen, damit sie dir mal gehörig den Kopf waschen. Hahahah!«

Aber ich wollte jetzt nicht über meine Mutter sprechen. Ich hatte da nämlich noch ein Anliegen. »Hör zu, Marion. Ich habe dir doch versprochen, dass ich niemanden etwas von Zelda erzähle.«

»Ja?«

»Kannst du mir das Gleiche versprechen?«

»Mach dir keinen Kopf, Clea. Ich werd's niemandem sagen.«

3

Das Erste, was ich an diesem Montagmorgen sah, war Johanna beim Nägelfeilen. Sie saß am Empfangspult, neben ihr die *Bunte* und ein roséfarbener Nagellack, der auf seinen Einsatz wartete. Ich hatte eine Schwäche für Johanna, nur so war es zu erklären, dass sie die Probezeit bestanden hatte und immer noch für mich arbeitete. Ihre gelassene Authentizität und ihr Charme machten ihre mitunter nervige Unzuverlässigkeit wett. Und ich musste zugeben, dass die Kundinnen sie liebten.

»Guten Morgen.« Ich bemühte mich, etwas Autorität in meinen Tonfall zu legen.

Johanna legte die Feile weg und schob Zeitschrift und Nagellack zur Seite. »Morgen. Mit dir hab ich noch gar nicht gerechnet.«

Betont langsam ging ich auf das Pult zu und sah sie ein wenig streng an. Richtig streng sein konnte ich eigentlich nicht und ich fühlte mich dabei auch nicht sonderlich wohl. Johanna trieb mich aber immer wieder dazu, die Chefin heraushängen zu lassen. Manchmal fragte ich mich, wie sie sich zu Hause organisierte. Immerhin hatte sie drei kleine Kinder. Fynn ging in die erste Klasse und die Zwillinge Jakob und Jana in den Kindergarten. Ihre Schwiegermutter holte die Kinder ab, kochte für sie und half bei den Hausaufgaben. Ich wusste, dass der Job für Johanna wichtig war,

auch wenn sie nur Teilzeit arbeitete und hin und wieder zusätzlich einsprang. Sie war froh, hier für einige Stunden in einer anderen Welt zu sein. Normalerweise sah ich über ihre Marotten hinweg, und es war mir auch egal, dass sie die Zeitschriften rauf und runter las, Hauptsache sie ging ans Telefon, war freundlich und vergab Termine. Die Kundinnen beriet sie zuvorkommend und kompetent. Johannas Nachteil bestand aber in den Aufgaben drumherum, die sie regelmäßig vergaß. Außerdem war sie ungemein konsequent, was ihren Feierabend betraf. Sie war im Stande, mitten im Satz abzubrechen, ihre Jacke anzuziehen und den Anrufbeantworter einzuschalten.

»Johanna, ich habe doch letzte Woche diese Liste gemacht. Weißt du noch?«

Sie tat unwissend und war dabei so leicht zu durchschauen wie ein Taschendieb, der vorgab, ihm sei die Geldbörse zufällig in die offene Hand gefallen. »Ach ja, die Liste.« Sie lächelte.

Ich musste gestehen, dass sie eine Ausstrahlung besaß, die einen einlullte. Johanna war eine sehr hübsche Frau von vierunddreißig. Langes, glattes und dunkles Haar und ein makelloses Gesicht mit blitzeweißen Zähnen. Sie war eigentlich Veranstaltungskauffrau. Aus ihrer ersten festen Stelle war sie rausgeflogen, weil sie sich nicht angepasst hatte, was immer das auch heißen mochte. Ich hatte lieber nicht gefragt. Ihre Bewerbung war damals die einzig brauchbare gewesen. Mir lief es immer noch kalt den Rücken runter, wenn ich an das Bewerbungsfoto im Bikini dachte oder die zwei, die *Engel's Beauty Heaven* falsch geschrieben hatten. Die eine hatte *Angels Beuty Hevan* geschrieben und die andere *Angeles Beaty*

Heaven. Aber was wunderte ich mich. Wie oft passierte es schließlich, dass die Leute mich ermahnten, man würde Engel auf Englisch aber mit A schreiben, und nicht verstanden, dass es einfach nur mein Nachname war. Deshalb hatte ich in meinen neuen Flyern und den Visitenkarten meinen Namen in Fettdruck unter dem Firmennamen stehen.

»Wo ist sie überhaupt?«

»Wo ist wer?«

»Die Liste. Wo ist die Liste, Johanna?«

Sie schien eine Weile nachzudenken. »Die Liste … die Liste … Ach ja, die hab ich hier in der Schublade.« Sie öffnete das oberste Fach, dann das nächste, bis sie zur fünften und untersten angelangt war. »Hier ist sie.« Johanna reichte mir zufrieden die Liste.

Ich schloss für einen Moment die Augen und holte tief Luft. »*Ich* brauche die Liste nicht, Johanna, denn ich habe sie geschrieben und weiß, was draufsteht.«

»Okaaay«, sagte sie und drehte es so, als würde *ich* mich bescheuert verhalten. Sie zog das Blatt Papier zurück und legte es neben sich auf die Ablage.

»Weißt *du* denn auch, was da steht?«, fragte ich, auf Fassung bedacht.

»Klar«, meinte sie schulterzuckend.

»Und was steht da unter Montag, besser gesagt unter Montagmorgen?« Ich versuchte, ein wenig zu lächeln.

Johanna spielte die scharf Nachdenkende und kratzte sich dabei sogar am Kopf.

Ich beschloss, meine Zeit nicht mehr zu vergeuden und sagte knapp: »Regale wischen und Bestellungen der letzten Woche überprüfen.«

»Den Wareneingang habe ich überprüft und alles ist okay. Und die Regale habe ich doch schon letzten Montag gemacht. Alles sauber.«

Ich fasste mir an die Stirn. »Also gut, Johanna. Jeden Montagmorgen, okay? Deshalb steht es auch unter Montag, weil das nämlich jeden Montag gemacht wird.«

Sie verzog den Mund und meinte: »Na gut. Ich mach's gleich.«

»Danke.« Ich drehte mich um und wollte in mein kleines Büro, als sie mir hinterherrief: »Karen hat angerufen.«

Karen war meine Aushilfe, die einsprang, wenn es nötig war. Ansonsten arbeitete sie im Vertrieb bei *Bionatura,* wo wir uns auch kennengelernt hatten. Karen war leicht unterkühlt, aber sie war zuverlässig und hatte viel Fachwissen. Manchmal kam es mir so vor, als wäre Valerie, meine Vollzeitkraft, deshalb ein bisschen eifersüchtig auf Karen. »Warum hat sie angerufen?«

»Sie lässt dir ausrichten, dass sie am Donnerstag eine halbe Stunde später kommt.«

»Das ist alles?«

Johanna nickte und verdrehte die Augen. »Das hab ich mir auch gedacht. Ich meine, was ist eine halbe Stunde im Verhältnis zum ganzen Leben?«

Ich legte die Stirn in Falten, beschloss, nichts darauf zu sagen und drehte mich wieder um.

Johanna fiel doch noch etwas ein: »Und AK ist natürlich schon da und … Keine Ahnung, wahrscheinlich hat sie dir den Stuhl schon vorgewärmt oder macht Herzchenmuster in deinen Milchschaum zum Cappuccino.«

Mir war natürlich klar, dass sie über Valerie sprach. Jo-

hanna konnte sie nicht leiden, obwohl Valerie eine Perle war und immer freundlich und hilfsbereit. Auf Valerie konnte ich mich hundertprozentig verlassen, und ihr verdankte ich, dass ich meine Freizeit genießen konnte – wusste ich doch, dass mein Studio bei ihr in guten Händen war. Eines wollte ich aber unbedingt noch wissen: »Was soll denn AK bedeuten?«

Johanna schien auf diese Frage gewartet zu haben und lächelte zufrieden. »AK heißt Arschkriecherin.«

»Findest du das nicht kindisch?«

Sie zuckte die Schultern. »Vielleicht ist es kindisch von mir, aber deshalb ist es trotzdem wahr. Das eine schließt das andere nicht aus.«

Ich schüttelte den Kopf und machte mich auf den Weg zu unserem kleinen Büroraum. Hier fühlte ich mich zu Hause, trotz Johannas Macken und mitunter anstrengender Kundinnen. Ich hatte das Glück, einen Traum zu leben, und beruflich meine Erfüllung gefunden. Aber kurz nach meinem neununddreißigsten Geburtstag war ich ins Grübeln geraten. Wie oft hatte ich von dieser Midlife Crisis schon gehört, aber seit Marions Hochzeit verfolgte mich dieser seltsame Gedanke wieder, den ich vor ein paar Monaten hatte, als ich neununddreißig wurde: *Sollte das alles gewesen sein?*

Ich ging durch meinen wunderschönen Laden, und fühlte mich einfach nur allein. Während ich die Klinke der Bürotür drückte, spürte ich einen Kloß im Hals. Also wirklich!, mahnte ich mich. *Du bist die Chefin. Reiß dich zusammen!*

Valerie schnitt einen Frühstückstoast in zwei Dreiecke.

Meinen Lieblingsaufstrich, Lemon Curd, hatte sie mit einer Brombeere garniert. Woher hatte sie eine einzelne Brombeere? Und das auch noch um diese Jahreszeit?

Als Valerie mich sah, stand sie auf und lief mir entgegen. Sie gab mir zwei Luftküsschen und rief: »Wie schön dich zu sehen, Liebes.«

Vor etwa drei Monaten hatte sie plötzlich angefangen, mich Liebes zu nennen, wovon ich nicht sehr begeistert war. Abgesehen davon war das seit mindestens fünfzig Jahren out.

»Hallo, Valerie. Du musst das wirklich nicht tun. Ich kann mir meinen Toast auch selbst schmieren und bitte schreib mir keine Karten mehr, ja?« Diese Bitte unterstrich ich vorsichtshalber mit einem wohlwollenden Lächeln, um sie nicht zu kränken. Valerie legte mir neuerdings freitags immer ein Kärtchen auf den Schreibtisch. Darauf schrieb sie jede Woche einen anderen Spruch. Letztes Mal war es ein selbstverfasstes Gedicht:

Du machst deinem Namen Ehre,
als Chefin bist du ein Engel.
Die Arbeit ist niemals schwere,
hier gibt es keine Mängel.

Ich konnte ihre Sprüche nicht lesen, ohne mich fremdzuschämen. Es war auch verständlich, dass Johanna sie als anbiedernd empfand, aber Valerie war nun einmal so und wahrscheinlich mochte sie mich einfach wirklich.

»Heute ist viel zu tun, Liebes. Deshalb frühstücke erst einmal in Ruhe. Du siehst wie immer fantastisch aus. Aber

Diana Verlag

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Nelly Arnold

Wenn das die Lösung ist, will ich mein Problem zurück
Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35762-4

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2014

Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst

Ihre Spa-Oase gilt als die beste Adresse der Stadt, ihre Ayurveda-Massagen sind auf Monate hin ausgebucht – kein Wunder, denn alles, was Clea Engel anfasst, wird zu Gold. Jetzt fehlt nur noch ein Mann an ihrer Seite. Einer mit Stil, versteht sich, natürlich gerne auch mit Herz. Bloß ihren Freundinnen und ihrer Mutter darf sie das auf keinen Fall erzählen. Die verstünden allesamt nicht, wofür der gut sein soll. Also muss Clea sich woanders Unterstützung holen. Bald wird ihr ein potenzieller Kandidat präsentiert: ein Mann, der aus einer Welt kommt, mit der Clea nichts zu tun hat. Ob daraus etwas werden kann? Zur Handtasche passt er jedenfalls so gar nicht ...

Der Titel im Katalog